Badische Heimat 33 (1953)

Der Schlierriegelbau im Gebiet zwischen Neckar und Main

Von Heiner Heimberger, Adelsheim

Daß die Technik mit ihren neuen Werkstoffen und Arbeitsmethoden auch die kleinen Gewerbebetriebe erobert hat, war Notwendigkeit und Fortschritt. Darüber büßte aber das Handwerk ein Stück seiner Namensbedeutung ein. Zugleich schwand etwas von der Seele, die im Schöpferischen jeder reinen Handwerksarbeit liegt. Das allerdings können nur Menschen mit einer tief angelegten Neigung für alles Handwerkliche erfühlen. Die technische Entwicklung ist schon weit über die unmittelbaren Anknüpfungen an die natürlichen Voraussetzungen hinausgewachsen. Die ursprünglichen Arbeitsweisen lassen sich heute vielfach nur noch auf Grund eingehender Untersuchungen der alten Werkstücke erforschen. Darum ist die Möglichkeit, sie aus der lebenden Erinnerung heraus aufzuzeichnen, eine vordringliche Aufgabe der dinglichen Volkskunde.

So unglaublich dies klingt: es ist kaum noch ein Maurer zu finden, der aus eigener Kenntnis und Arbeit zu schildern vermag, wie die Riegelwände unserer Fachwerkhäuser in den Dörfern und Städtchen ausgefüllt wurden. Dabei ist dieser Bruch in der Überlieferung der althergebrachten Bauweise in unseren ländlichen Gegenden erst kurz vor der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert erfolgt. Bis dorthin wurde eine Technik angewandt, die in erstaunlicher Lückenlosigkeit über 5000 Jahre zurückreicht.

Die Fachwerkbauten sind in einzelne Balkenfelder aufgegliedert. Wer würde vermuten, daß unsere stattlichen Bauernhäuser im Bauland oder Gau[1]) allein an den Außenwänden 250 bis 300 solcher Gefache aufweisen! Bei Ausbesserungsarbeiten werden diese Riegelfelder heute mit Schwemm- oder Backsteinen ausgemauert. Die alten Gefache enthalten jedoch eine völlig anders geartete Füllung: ein beiderseitig mit einer dicken Lehmschicht beschlagenes Rutengeflecht. Die Bauweise wird im Fränkischen „Schlierriegel" genannt, eine Bezeichnung, die allein schon, wenigstens in ihrem ersten Teil, auf ein hohes Alter hinweist. „Schlier" wird nämlich aus der indogermanischen Wurzel sli (ahd. sclirrum, mhd. sclier = glatt, schleimig, schlüpfrig) abgeleitet und ist gleichbedeutend mit Lehm. Riegel (aus regula, dem einzigen lateinischen Fachausdruck im germanischen Holzbau)[2]) dagegen zeigt, daß im ehemaligen römischen Zehntland dieser bodenständigen Bauweise anstelle der in niederdeutschen Fachwerkgebieten landläufige Bezeichnung „. . . wand" (Tünwand oder Stakenwand) der fremdsprachliche Name angehängt wurde. Wann dies geschah, ist unbestimmt; jedenfalls bestanden die Truppenunterkünfte innerhalb der Kastelle entlang des Limes nach dem aufgefundenen Bauschutt aus Fachwerk mit Schlierriegeln. Aus der vorgeschichtlichen Zeit sind zahlreiche Funde von „Hüttenlehm" nachgewiesen, wie die Wissenschaft des Spatens jene Lehmwände nennt. So fand man im Pfostenbau in der Schanze zu Gerichtstetten (Kreis Buchen) viele Stücke verbrannten Lehms mit Abdrücken von Ruten aus der Latène-Zeit (um 400 v. Chr.)[3]). Ebensolche Lehmpatzen mit deutlichen Spuren von Rutengeflecht sind seit der Jüngeren Steinzeit (um 3000 v. Chr.) bekannt. Damals wurde der Vorzeitmensch Ackerbauer; er lebte auch nicht mehr in Höhlen, sondern baute sich ein Haus, um in seinen „vier Wänden" bequemer zu wohnen. Solchen unscheinbaren Fundstücken von Hüttenlehm wird der Museumsbesucher kaum Beachtung schenken. Sie erhalten erst Bedeutung und Leben, wenn wir ihnen eine Schilderung jener l e t z t e n Schlierriegelbauweise in der Jahrtausende alten Folge beifügen. Erst dadurch

werden Rückschlüsse auf die früheren Arbeitsverfahren ermöglicht.

Der Bericht stützt sich bis in die letzten Einzelheiten auf die Befragung einiger über 70 Jahre alten Maurer und Bauern im Gebiet zwischen Neckar und Main. Nach ihren Angaben sollen zunächst die Werkstoffe und deren Zurichtung beschrieben werden. Ihre Bereitstellung war von jeher — zumal in den Dörfern — nicht etwa Aufgabe der Bauhandwerker, sondern des Bauherrn. Schon im Winter steigerte sich dieser beim Brennholzkauf Holzbeigen mit schönen, gerade gewachsenen und astreinen „Röllern" aus Eichen- oder Aspenholz, kaufte wohl auch ein Eichen- oder Aspenstämmchen von 30 cm Durchmesser. Aspe (Populus tremula) wurde deshalb bevorzugt, weil diese Holzart unter Luftabschluß nicht erstickt. Die Rollhölzer mußten auf eine Länge von 88 bis 90 cm (bei einer Fachhöhe von 80 cm) zersägt werden und bei Beginn des Hausbaues auf dem Bauplatz bereitliegen. Dort spaltete der Maurer nach Entfernung des Splints mit Keil und Klüpfel 3 cm starke Scheite ab. Durch einige Beilhiebe wurden dann die scharfen Kanten gebrochen und die Enden etwas zugeschärft. So entstanden die „Stickscheiter", wie sie allerorts im Untersuchungsgebiet benannt werden.

Ungleich höher war der Bedarf an „Nädergerten" oder Niedergerten (so benannt in den Kreisen Mosbach und Buchen) oder „Gerten" und „Schienen" (im Kreis Tauberbischofsheim). Dies waren schlanke Haselruten, die im Frühjahr an Waldrändern und in Hecken gehauen wurden. Je nach Stärke kamen sie ganz, halbiert oder geviertelt zur Verwendung. Sie wurden ebenfalls auf dem Bauplatz bereitgelegt, durften aber nicht austrocknen und zäh werden, denn zum „Nädern" oder „Niedern" (nähen) mußten sie biegsam bleiben. Im Kellerei-Manual 1749 des Klosters Amorbach finden sich zwei Einträge „für 300 sallenhöltzern reiff zum stickhen zu machen ad 18 xr = 54 xr" und „für 400 sallenreiff zum stickhen abermahl 1 f 12 xr"[4]). Daraus geht hervor, daß früher anstelle von Haselruten auch Weidengerten genommen wurden, die sonst zum Binden der Fässer üblich waren.

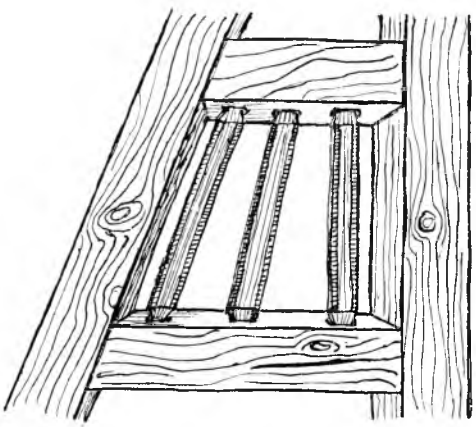

Abb. 1
Die Stickhölzer

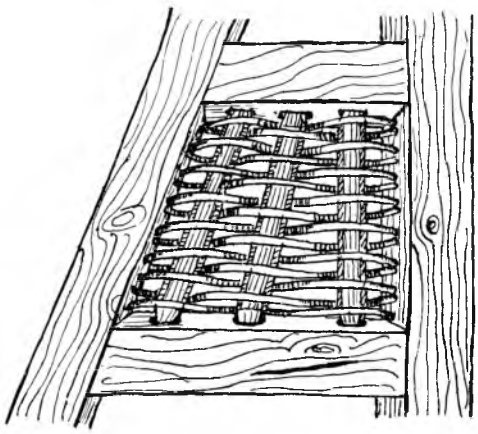

Abb. 2
Das Nädergertengeflecht

Von größter Wichtigkeit für die Haltbarkeit der Schlierwand war die Bereitung des Strohlehms. Darum verwendete der Maurer gerade darauf größte Sorgfalt. Das

Mischen der für den Tagesbedarf benötigten Menge geschah erst kurz vor Beginn des „Schlierens". Aus der Lehmgrube — fast jeder Ort des Frankenlandes besitzt eine solche — wurden je nach Größe des Neubaues 20 bis 25 Wagen möglichst fetter Lehm zum Bauplatz gefahren. Dazu benötigte man einen Wagen Stroh. Der daraus bereitete Werkstoff reichte zum Schlieren der Außen- und Innenwände, sowie zum „Sticken" der Zwischendecken. Auf einer ebenen Fläche des Platzes mußte der Lehm zunächst mit Wasser aufgeweicht werden. Während dessen wurden Büschel von Gerstenstroh, der geschmeidigsten Strohart, mit der Strohlade oder auf dem Hackklotz auf eine Länge von 20 bis 25 cm zerhackt. Die Altheimer (Kreis Buchen) bevorzugten Stroh von Waldgrasarten, das seiner Kürze wegen ganz verwendet werden konnte. Auf eine 15 cm starke Lage solchen gehäckselten Strohs kam eine 10 cm dicke Schicht des breiigen Lehms, darauf wiederum eine Lage Stroh und so folgte Schicht auf Schicht bis zu einer Höhe von ca. 50 cm. Mit einem Karst (zweizinkigen Haue) mußte dann die zähe Masse mindestens 4- bis 5mal kreuz und quer umgearbeitet werden. Dabei bildeten sich große Wickel. Meist machte sich die Dorfjugend ein Vergnügen daraus, barfüßig durch den Brei zu stampfen, damit sich der Lehm recht innig mit dem Stroh vermischte. Der Zusammenhang der Masse sollte, nach einem bäuerlichen Vergleich, dem von frischem Kuhmist ähneln, der recht viel Stroh enthält. Stroh erhöht die Bildsamkeit, vermeidet die Rißbildung und verringert das Gewicht. Der fertige Strohlehm wurde zuletzt auf einen Haufen gesetzt, damit er nicht austrocknete.

Erforderten schon diese Vorarbeiten eine Menge von Arbeitskräften, zumal das Spalten der Stickscheite und das Zurichten des Strohlehms meist gleichzeitig vorzunehmen war, so vervielfachte sich die Zahl der Helfer und Handlanger, wenn es an die Arbeit am Bau selbst ging. Verwandte, Freunde und Nachbarn samt deren Kinder waren aufgeboten, stellten sich freiwillig zur Verfügung und gestalteten so den Hausbau zu einer echten dörflichen Gemeinschaftsarbeit, die immer unentgeltlich, es sei denn für ein Vesperbrot, geleistet wurde.

Im Frühjahr hatten die Zimmerleute die Ständer mit den Streben und Stielen auf dem Steinsockel aufgerichtet, die Brüstungs- und Türriegel in den Pfosten eingezapft, die Unterzüge und Balkenlage der Decken eingezogen und das Gespärr des Daches aufgeschlagen[5]). Auf dem Firstgiebel flatterten noch die Bänder des Richtfeststraußes im Winde. Nun begannen die Strohdachdecker ihr Werk. (1885 wurden in Götzingen, Kreis Buchen, die letzten Strohdächer durch Ziegeldächer ersetzt). War der Bau unter Dach, dann ging es zunächst an das Sticken der Zwischendecken. Das war Aufgabe der „Wickler". Sie wanden aus Strohlehm gedrehte Wickel um besonders starke Stickscheite und schoben diese dann in Nuten, die von den Zimmerleuten in die Deckenbalken gestoßen waren. Die einzelnen Scheite wurden fest aneinandergetrieben, Anfänge und Enden der Wickel angedrückt und glattgescheibt. So entstand die mit der unteren Balkenfläche bündig liegende Zimmerdecke. Im gleichen Arbeitsgang mußten auch auf der Oberseite der Decke zwischen den Balken mit einer Lehmauflage ebene Flächen geschaffen werden. Der Zwischenraum bis zum Bretterboden erhielt eine Füllung mit Sand, seltener mit „Gsied" (Spreu) wegen der Brandgefahr und der Ungezieferplage.

Inzwischen hatten die Maurer das Haus eingerüstet und kamen an das Stickscheitesetzen. Dazu mußten sie zunächst mit dem Beil Kerben in die oberen und unteren Riegelbalken der einzelnen Gefache hauen und zwar in Balkenmitte. In die untere Kerbe wurde das Scheit eingesetzt und durch Schläge mit dem Beilhelm oben beigetrieben, bis es in die obere Kerbe einsprang und stramm saß. Auf diese Weise erhielt jedes Fach je

nach seiner Breite drei, fünf oder sieben Stickscheite (Abb. 1). Diese Arbeit hieß im Taubergrund „trämen"; die Wand wurde geträmt (Trämel = kleiner Balken, Stock).

Hinter den Stickscheitsetzern drein werkten die Nädergertenflechter. Ihre Arbeit hatte große Ähnlichkeit mit der des Korbflechters, nur daß sie statt der biegsamen Weiden die kräftigeren Haselgerten um die Scheite wanden, einmal darunter, einmal drüber und so Rute auf Rute bis zur Bildung einer engen Geflechtwand. Ging den Leuten das Sticken und Nädern „von der Hand", dann bot der Bau bald ein völlig verändertes Bild: das nackte Gebälk des Fachwerks war jetzt völlig ausgefüllt vom graubraunen Geflecht, das mit dem Hell des neuen Eichenholzes ein warmes Farbenspiel bildete. Es waren Wände in des Wortes wahrster Bedeutung (Wand von winden) entstanden. Daß im Englischen die Rute „wand" heißt, im Gothischen „wandus", im Altnordischen „vandr", beleuchtet die uralten Zusammenhänge. Aus jener ersten steinzeitlichen Erfindung entwickelte sich in den Kulturanfängen der Menschheit eine Reihe anderer Anwendungen und Fertigkeiten wie das Flechten von Weidenruten zu Körben und von Stroh zu Matten. Der Flechtkunst ist das Weben eng verwandt, zumindest bezeugt dies der Name eines Weberzeugnisses, das „Gewand".

Sobald das Nädern der Fache soweit gediehen war und der stockungslose Verlauf der weiteren Arbeiten gewährleistet war, hatte der Maurer mit der Zurichtung des Strohlehms begonnen. Damit trat der Hausbau in einen neuen Entwicklungsabschnitt: das Schlieren. Da meist die obersten Riegel zuerst ausgefüllt wurden, nahm auf jedem Gerüststockwerk ein kräftiger Bursche die von unten heraufgeworfenen Strohlehmpatzen ab und gab sie mit der Mistgabel nach oben weiter bis zur Arbeitsstelle. Dort standen die „Schlierer", in der Linken den 40 cm langen eisernen Schlierhaken (Abb. 3), in der Rechten das Scheibbrett. Mit dem Haken rissen sie einen zweifäustegroßen Patzen aus dem vor ihnen auf der Gerüstbohle liegenden Strohlehmhaufen, warfen ihn auf das Scheibbrett und pritschen ihn mit Schwung auf das Nädergertengeflecht, so daß er sich zwischen die Ruten einpreßte. Dabei spritzte der Lehmbrei oft so stark, daß nicht nur die Arbeitenden mit der Zeit über und über beschmutzt wurden, sondern auch die unterm Baugerüst Ab- und Zugehenden ihren Teil abbekamen. Darüber begann meist ein scherzhaftes Wortgeplänkel, das damit endete, daß die gefoppten „Lehmschmierer" vom Gerüst herunter die Spötter mit saftigen Lehmklößen bombardierten. Die ausgefüllten Gefache wurden mit dem Brett abgescheibt, also glattgestrichen. Bei Nebengebäuden, die keinen Verputz erhielten, füllte man die Fache bündig mit der Balkenkante aus. Bei Wohnhäusern dagegen stand die Wand um die Verputzstärke zurück. Sobald sie lederhart geworden war, mußte sie nochmals aufgerauht werden, um dem Verputz einen besseren Halt zu geben. Dies geschah mit einem Brettchen, in dessen breites Ende der Maurer vier bis sechs „Kracken" (Zähne) eingesägt hatte (Abb. 4). Im Kreis

Abb. 3
Der Schlierhaken

Tauberbischofsheim hieß dieses einfache Werkzeug „Reibbrettle", in den Schefflenzdörfern (Kreis Mosbach) und in Altheim (Kreis Buchen) „der Schulz". Die Fache wurden in verschiedenen Mustern und Linienzügen „abgeschulzt". Diese Bezeichnung entstammt wohl dem Vergleich mit der Unterschrift des Bürgermeisters, des Schulzen, unter ein fertiges Schriftstück — ein scherzhafter Ausdruck also — ebenso wie die in Götzingen (Kreis Buchen) dafür gebräuchliche Redensart: „dann kummt der Damburs Michel druf!".

Bei günstiger Witterung brauchte die Schlierwand vier bis sechs Wochen zum Trocknen. Dann erst konnten auch die Innenseiten der Wände geschliert werden. Diese mußten noch länger austrocknen. Die Giebel des Hausspeichers und die Scheuern von Kleinbauern erhielten aus Sparsamkeitsgründen vielfach keine Innenausfüllung der Fache.

Nach dem Auftragen des Außenputzes, einem Gemisch von Lehm, Straßenstaub (Kalk), Sand und Gerstenacheln (Gerstengrannen) lag die Wand bündig mit dem Fachwerk. An Stellen, an denen der Putz immer wieder abfiel, mischte man ihm Kuhdung bei. Die Schwindfugen entlang des Holzes wurden mit Lehm gedichtet. So entstand der Brauch, die Flächen mit einem gelblichen schmalen Farbstrich zu umrahmen. Besonders belebend wirkt der Kratzputz, der aber nur im Bauland die Felder der Fachwerkhäuser schmückt und heute noch von einzelnen Maurern ausgeführt wird[6]).

Beim Innenputz mußten die Balken zunächst mit geschnittenem Stroh, das durch Haselschienen gehalten wurde, bespannt werden. Später „pickte" man die Balken rücksichtslos mit dem Beil oder Spitzhammer auf, damit der Haarkalk, aus Kalk und Kuhhaaren gemischt, darauf festhielt. Die Räume erhielten dieselbe Putzmischung wie die Außenwände, nur wurden sie nach dem Trocknen mit Kalkmilch geweißt.

Seitdem die Industrie mit ihren gewaltigen Erzeugungsmöglichkeiten Preßziegel und Backsteine in Massen auf den Markt warf, wurden die althergebrachten bodenständigen und daher billigeren Baumittel Lehm und Stroh überraschend schnell als überholt und sogar als ungeeignet angesehen und gerieten in Vergessenheit. Es soll dem Schlierriegel hier jedoch keineswegs das Wort geredet werden,

Abb. 4
Das Reibbrettle

denn der moderne Mensch wird und kann ihn nicht mehr anwenden. Doch forderte schon die Ehrfurcht vor seinem Alter, daß seine Geschichte aufgezeichnet wurde. Zudem ist erwiesen, daß die Lehmbauweise eine Menge ausgezeichneter Eigenschaften besaß: sie ist gesünder als Mauerwerk, denn infolge der Luftdurchlässigkeit näßt sie nie und ist außerdem wärmebeständig. Bei einigermaßen ausreichendem Schutz vor Schlagregen und aufsteigender Bodenfeuchtigkeit bleibt sie völlig verwitterungsfest. Auch kann das Feuer dem vom Lehm völlig umschlossenen Rutenwerk nichts anhaben. Im Brandschutt der Fachwerkhäuser finden sich immer die fast unversehrten Schlierwände. Daneben spricht für die alte Bauweise, daß sie kaum geschulte Arbeitskräfte erfordert. Wäre sonst die Dorfgemeinschaft in der Lage gewesen, unter Mithilfe nur weniger Handwerker solche sachgemäße Bauten aufzuführen, die Jahrhunderte überdauerten?

Die Lehmbauweise war in geringen Abwandlungen in allen Fachwerkgebieten Europas verbreitet, da ja gleiche und ähnliche

Bedingungen zu einheitlichen Formen führen mußten. Sie wuchs, wie jede echte Baukunst der alten Zeiten, die keine Ablenkung ins Technische kannte, aus der Landschaft, ihren Bodenbedingtheiten und ihrem Klima. So erscheint sie uns gleichsam als die Übersetzung der heimatlichen Natur ins Bauliche.

[1]) Walter M., Die Volkskunst im bad. Frankenland, 1927, S. 55 f.

[2]) Fehrle E., Bad. Volkskunde, 1924, S. 98 ff.

[3]) Schumacher K., Siedlungs- u. Kulturgeschichte, I., S. 157 f.

[4]) im Fürstl. Leiningenschen Archiv, Amorbach, mitgeteilt von Domänenrat i. R. Max Walter, Amorbach.

[5]) Phleps H., Deutsche Fachwerkbauten, 1951, S. 7 ff.

[6]) Heimberger H., Kratzputz im bad. Frankenland, Oberdeutsche Zeitschrift f. Volkskd., 9. Jg. 1935, Heft 2/3, 76 ff.

Winterabend phot. H. Schwarzweber

Das Winterbild

Gang i dur e tiefverſchneite Wald,
chroost der Schnee liis unter myne Sohle,
überchunnts mi menggmol wie mit Gwalt:
So ne herlig Winterbild möchtſch mole!

Glitzere mueßts as wie ne Diamant,
's Flömli Schnee müeßt me no falle höre.
Alles wär jo zringſum by der Hand,
d' Bäum und d' Hürſt in ſiidig wiſſe Flöre.

Chaſchs nit ſage, wie der Himmel blau iſch,
un wie d' Dändlidölder ſtöhn voll Gſchmeid,
ſilbrig, fluumig, as chuhm z'ſchnuufe trauiſch,
un die ganzi Pracht nit z'gſchnell verheit.

Winterwald, jetz will's mi nümme dohle,
's bringt di jo kei Bämſel ſo ufs Liine:
Umgchehrt iſchs — du tueſch di ſelber mole
wie ne Helge, tief in d' Seele iine!

Hedwig Salm